



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die Küstenländer des schwarzen Meeres.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Die Küstenländer des schwarzen Meeres.

Die Hellenen im Skythenlande von Dr. Karl Neumann. Band 4. Berlin, Georg Reimer. 1855. —

In dem Werke des Herrn Neumann begrüßen wir eine historische Forschung ersten Ranges. Der Verfasser erweist darin außer ungewöhnlicher Belesenheit und einem eisernen Fleiß auch die höheren Tugenden des Historikers, einen fein combinirenden Geist, ungewöhnlich sicher regulirt durch Bescheidenheit, politischen Verstand und common sense, und ferner eine Methode des Forschens, welche energisch auf den entscheidenden Punkt losgeht, die Beweise geschickt zu ordnen, mit unwiderstehlicher Kraft zu gruppiren weiß und selten mehr beweisen will, als zu beweisen möglich und nothwendig ist. Die Mäßigung und Sicherheit seiner Constructionen erscheinen bei einem ersten Werke sehr ungewöhnlich, nur hier und da verräth ein zu liebevolles Vertiefen in das Detail, daß nicht ein alter Meister uns belehrt. Nächst der wissenschaftlichen Tüchtigkeit gibt es wie zu jeder Zeit bestimmte historische und philologische Streitfragen, an denen sich die Gleichstrebenden erkennen und nächst dem gemeinsamen Schatz historischer Belesenheit noch eine Reihe von speciellen Hilfsmitteln, auf welche sich die befreundeten Forscher derselben Richtung vorzugsweise gern stützen. Herr Neumann scheint nicht ganz derselben philologischen Schule anzugehören, aus welcher die Kritiken d. Bl. hervorzugehen pflegen, seine Ansichten über die Entstehung des griechischen Epos z. B. sind nicht in dem Sinne von Wolf und Lachmann und unter den Büchern, welche auf ihn eingewirkt haben, sind die neusten Werke unsrer Archäologen, z. B. Otto Jahns Untersuchungen über die griechischen Thongefäße und Prellers Mythologie, nicht deutlich zu erkennen. Um so unbefangener ist die Freude, daß gediegenes Wissen und sichere Technik den Verfasser fast immer zu Resultaten führen, welche imponiren und eine herzliche Beistimmung für sich verlangen. Und es ist d. Bl. eine Freude, früher als manche streng wissenschaftliche Zeitung eine bedeutende Leistung anzuzeigen.

Es war schon ein schweres und weitläufiges Unternehmen, die Niederlassung der alten Griechen am schwarzen Meere im Interesse der alten Geographie zu verfolgen, eine von den bedenklichen Arbeiten, welchen selbst der Grenzboten. IV. 1855.

Fleiß deutscher Forscher lange aus dem Wege gegangen ist. Denn die Nachrichten aus dem Alterthum, welche uns über die griechischen Colonien geblieben, sind höchst unsicher und unvollständig und das Grenzgebiet zwischen Europa und Asien gleicht einem versunkenen Lande, auf welches man noch durch einzelne enge Erdspalten hinabschauen darf, um zu ahnen, daß dort ein reiches und originelles Culturleben im Sonnenlicht blühte. Dürftige Notizen alter Schriftsteller und Scherben der Todtenhügel, das ist alles, was wir davon haben. Eine gute kritische Zusammenstellung der vorhandenen Nachrichten darüber wäre gewiß ein dankenswerthes Unternehmen gewesen, es hätte kaum zu einer längern Anzeige in d. Bl. Gelegenheit gegeben. Herr Neumann hat sich eine weitere Aufgabe gestellt. Er ist bemüht, das Leben aller Völker und Bürgerschaften, welche im Alterthum Umwohner des schwarzen Meeres waren, zu construiren und ihre Entwicklung und Geschichte in Verbindung mit dem Boden, auf dem sie saßen, zu betrachten. Er zieht die Landschaft selbst in das Bereich seiner Forschungen und weiß die Wechselwirkung der Natur und der Menschen, wie der Völkerracen gegeneinander so vortrefflich zu schildern, daß vor unserm Sinn die Bilder des alten Lebens verständlich, farbig, mit charakteristischen Zügen wieder aufgehen.

Unter den vielen Räthseln, welche für unsre Wissenschaften an den Küsten des schwarzen Meeres zu lösen sind, steht ein geographisches obenan. Jetzt ist, wie bekannt, im Norden des Meeres ein weites Steppengebiet, ein Land von dünner Bevölkerung, ohne Ackerbau, mit Klima und Bodenbeschaffenheit, welche feste Ansiedlungen, außer an einzelnen Flußeinschnitten, fast unmöglich machen. Die Andeutungen alter Schriftsteller lassen erkennen, daß zur Zeit der Griechen hellenische Colonien da gediehen, wo jetzt im Winter der Schneesturm vernichtend über baumlose Einöden rast und im Hochsommer die dörrende Sonne alles Pflanzenleben vernichtet. Herr Neumann hat durch Zusammenstellung aller ältern und neuern Nachrichten über den Charakter der südrussischen Steppe nachgewiesen, daß große Striche derselben im Alterthum mit Laubwald bewachsen waren, daß deshalb die atmosphärische Feuchtigkeit größer, ihre Niederschläge regelmäßiger und ein lohnender Getreidebau an vielen Stellen möglich war, wo jetzt das Steppengras allein zu dauern vermag. Er weist nach, wie durch die allmälige Entwaldung des Landes, welche seit dem Eindringen der Slawen, der großen Waldverwüster, mit reißender Schnelligkeit zunahm, weite fruchtbare Landstriche dem wildesten Steppenklima verfallen sind; wie diese Verödung des Landes noch jetzt unaufhörlich an den Rändern der Steppe fortschreitet, diese vergrößernd, und wie alle Bemühungen der russischen Regierung, durch neue Anpflanzungen dem Unglück zu steuern, bis jetzt im Großen betrachtet vergeblich gewesen sind. Die schöne Ausführung dieses Beweises hat auch ein anderes, als das historische Interesse.

Ein zweites Räthsel des alten Pontus Eurinus beschäftigt unsre Historiker schon lange Zeit, es ist eine der berühmten Streitfragen geworden und gleicht in der That einem endlosen Proceffe, welcher aus Mangel an genügenden Beweismitteln bis ans Ende der Welt fortzubauern drohte. Es ist die Frage über den Ursprung des merkwürdigen Barbarenvolkes, welches die Hellenen an der Nordküste des Pontus vorfanden und mit dem sie in vielfache Verbindung traten, der Skythen. Es gibt wenig Völkerfamilien, mit denen man dies Volk nicht in ein Verwandtschaftsverhältniß gesetzt hat. In neuester Zeit hat die Ansicht, daß sie dem germanischen Stamm angehörten, vielen Beifall gefunden. Diese Ansicht nun, gedeckt durch die berühmten Namen von J. Grimm und Humboldt, wird glänzend und wie es d. Bl. scheint, entscheidend widerlegt durch Neumanns Beweis, daß die Scythen, wie schon Niebuhr annahm, zur mongolischen Race gehört haben. Die ausführliche Untersuchung darüber ist ein Muster von vorzüglichter und gründlicher Deducation.

Darauf folgt in dem Werke eine kritische Betrachtung der Lage, der Beschaffenheit und Geschichte der griechischen Anstiedlungen, worin die Abschnitte Cheronesos und Pantikapaion (Sebastopol und Kertsch) am ausführlichsten sind. Mit Glück unternimmt der Verfasser eine Charakteristik dieser Colonien, welche je nach dem Charakter der Anstiedler, der Lage und dem Boden die verschiedenartigste Verbindung hellenischen Lebens mit dem localen Barbarenthum darstellen, von der abschließenden Reinheit der dorischen Art ab bis zu der phantastischen Vermischung ionischer Beweglichkeit mit fremdländischer Sitte.

Der zweite Band soll die Handelsverhältnisse der pontischen Colonien zur Zeit ihrer Blüte, die Geschichte der Colonie Olbia und dabei die Völkerbewegungen der Barbaren, welche den ersten Anstoß zum Verfall der griechischen Colonien gaben und zuletzt die Geschichte des bosporanischen Reichs bis zum Untergange Mithradats enthalten.

Um zu sehen, wie klar der Verfasser auch zu schreiben versteht, möge der Leser hier einer Schilderung folgen, die Band 1. S. 23 u. f. von dem Landschaftscharakter der Steppe gegeben wird, welche das Gouvernement Cherson bildet. Denn grade diese Landschaft ist in der letzten Woche durch die Eroberung des Forts Kinburn der Schauplatz eines Krieges geworden, welcher nicht weniger blutig und furchtbar ist, als die Völkermorde des Alterthums an den schwarzen Fluten des Pontus.

Deflich vom Dniestr liegt das Gouvernement Cherson, dessen Flächeninhalt den der Provinz Pommern und der Mark Brandenburg zusammen genommen übertrifft. Es bildet die höchste der südrussischen Steppenflächen und zeigt nur in seinem nördlichsten Theil einige Abwechslung in der Bodenerhebung; die letzten Hügel verlieren sich auf der Mitte des Weges von Oviopol nach Wosnesensk. Hier im Norden finden sich auch die letzten vereinsamten

Vorposten der Waldvegetation; denn auf der kurzgrasigen Steppe, welche den südrussischen Granitrücken bedeckt, erscheinen noch hin und wieder Gesellschaften von wilden Obstbäumen; auch die Buche bildet am obern Ingul und Ingulez kleine Haine, die Eiche noch einen schönen Wald. Aber weiter nach Süden hin werden die Baumgruppen immer spärlicher; die Bäume selbst verrathen durch ihren kümmerlichen Wuchs, wie unbehaglich sie sich in solcher Einsamkeit fühlen, fern von ihren fröhlichen Gefellen; bald wird die hohe Steppe so baumlos, daß die Entdeckung eines verkrüppelten wilden Birnbaums für den Reisenden ein merkwürdiges und erwähnenswerthes Ereigniß ist. Hier beginnt das Reich der Gräser und Kräuter, deren sybaritisches Leben jedem zarten Baumpflänzchen, welches in der fremden Gesellschaft eine gedulbete Existenz zu finden hoffte, dreist alle Nahrung entzieht; sie ersticken es mit ihren vielfaserigen dichtverschlungenen Wurzeln, und ihre schnell und üppig empor-schießenden Halme gönnen ihm selbst das Licht der Sonne nicht. Aber auch ihnen ist die Zeit schwelgerischer Vegetation kurz zugemessen. Sie beginnt, sobald der Schnee schmilzt. Dann entfalten Crocus, Tulpen, Hyacinthen und andere Zwiebelgewächse schnell ihren vielfarbigen Flor und die ganze Fläche bedeckt sich mit dem frischen Grün der Kräuter. Auch das Thierleben regt sich fröhlich: überall spielen im Grase die aus ihrem Winterschlaf erstandenen posseltlichen Zieselmäuse; überall begegnet man ausgebreiteten Rinder- und Schafferden, die den größten Theil des Jahres im Freien bleiben, oder Scharen von Pferden, die, während des Winters durch unzulängliche Hürden gegen Kälte und Schnee und durch kärgliches Futter kaum gegen den Hungertod geschützt, sich jetzt übermüthig auf der Steppe umhertummeln, froh der wiedergewonnenen Kraft. Schwärme von wilden Tauben fliegen hin und wieder; im hohen Grase promeniren die stolzen numidischen Jungfrauen und die nachdenklichen Kraniche; Scharen von Trappen ziehen niedrig über die Steppe hin, Adler und Habichte schweben hoch in den Lüften, während sich die Geier um das gefallene Vieh mit den Wölfen streiten, die das kleinrussische Buschland und das Köhricht der Flußniederungen verlassen haben, um im Schutze des hohen Grases die Steppenherden zu umschleichen und ein versprengtes Füllen oder Schaf zu ergreifen. Aber selbst in dieser Zeit des regsten Pflanzen- und Thierlebens leidet die Steppe an der ihr eigenthümlichen Einförmigkeit: die an und für sich nicht zahlreichen Pflanzengattungen, die auf ihr gedeihen, verweben sich nicht untereinander zu einem durch einige Mannigfaltigkeit das Auge erfreuenden Teppich, sondern eine und dieselbe Gattung bedeckt fast ausschließlich die ausgebreitetsten Strecken. „Ein paar Werste weit,“ sagt Kohl, „sieht man nichts als Wermuth und Wermuth, wieder ein paar Werste nichts als Wicker, eine halbe Meile Königsferzen, eine andere halbe Steinklee, eine Station lang nickendes Seidenkraut, tausend

Millionen nickende Häupter, eines Mittagsschlafes Länge Salbei und Lavendel, einen Horizontkreis voll mit Tulpen, ein Nesebabeet von zwei Meilen im Umkreise, ganze Thäler mit Kümmelein und Krausemünze, unbegrenzte Bergrücken mit Windhere und sechs Tagereisen mit vertrockneten Grasshalmen. So ungemäßer ist die Vegetation der Steppe vertheilt, so unerfreulich, so anmuthlos und alles Schmuckes bar.“ Namentlich ist die Menge des Wermuths, der übrigens weiter östlich noch ausgedehntere Strecken einnimmt, zu allen Zeiten den Reisenden auffallend gewesen, da er der Steppe eine überaus traurige Färbung gibt. Ovid führt dieses Kraut namentlich an, um die scythische Einöde in ihrer ganzen unerfreulichen Gestalt zu schildern; pontischer Wermuth war im Alterthum weit und breit bekannt; ihm schrieben die Alten vornehmlich das Gedeihen der Viehzucht in diesen Gegenden zu, und maßen grade dem pontischen Wermuth auch als officinelles Kraut einen großen Werth bei. Auch dem Franciscaner Benedict, dem Begleiter Plan de Carpin's, der im dreizehnten Jahrhundert durch das südliche Rußland an den Hof des Tartarenkhans zog, fielen die großen Wermuthfelder auf; er unterläßt nicht, sie im Komänenland, das sechs Tagereisen hinter Kiew anfing, zu erwähnen und sich des ovidischen Verses zu erinnern: „denn dies Land hieß einst Pontus,“ setzt er hinzu, um die Ueberschrift der Episteln des römischen Dichters zu erklären. Die Zeit der Vegetation dauert nicht drei Monate; in dürrn Jahren — und diese sind die häufigsten — ist sie noch kürzer. Im Juni versteinern die Steppensflüsse und Bäche; die Gräser vertrocknen in ihrem Saft und gewähren in diesem Zustande dem Vieh allerdings eine so vortreffliche Nahrung, wie das beste Heu, machen aber für den Menschen den Anblick der Steppe unendlich trostlos. Im Juli, wenn die Hitze am höchsten steigt, zerfallen die meisten Kräuter in Staub; die Erde wird steinhart und klast in weiten Spalten auf; Menschen und Thiere verschmachten bei der unerträglichen Sonnenglut in der schattenlosen Wüstenei; das Vieh hat nur zur Nachtzeit die Neigung, seiner Nahrung nachzugehen, am Tage drängen sich Pferde und Schafe eng zusammen, um sich durch den eignen Schatten vor den brennenden Sonnenstrahlen einigermaßen zu schützen; nur dann, wenn ihnen ein Luftzug den feuchten Hauch eines fernen Gewässers zuweht, erheben sie sich aus ihrer Abspannung; mit weitgeöffneten Nüstern fangen die Pferde die kühle Feuchtigkeit auf und eilen unaufhaltsam über die braune Steppe dem Orte zu, an dem sie das ersehnte Labfal zu finden hoffen. In dieser Zeit ist das Reisen durch die todte Einöde außerordentlich beschwerlich: ein sehr feiner Staub, der die Menschen ganz schwarz färbt und der in der Zone des schwarzen Erdreichs überall bemerkt wird, schwimmt, sobald er sich von dem Boden losgelöst hat, stundenlang in der Luft, dringt dem Menschen in die Lungen und vermehrt die Qual des Durstes; vergebens eilt der Reisende, den Rand der sonnerbrannten

Scheibe zu erreichen, in deren Mittelpunkt er sich festgebant glaubt; zuweilen gaukelt ihm die Luftspiegelung in der Ferne das trügerische Bild eines sich kräuselnden Wasser spiegels vor, oder verzerrt die Gestalten einer fernen Karavane zu maßlosen Dimensionen und den abenteuerlichsten Formen. Erst im September werden die Tage kühler. Nächtllicher Thau, zuweilen auch ein Herbstregen erquickt die Pflanzenwelt wieder, lockt nachsprießendes Gras hervor, welches den Boden bis in den December mit seinem Grün bekleidet. Diese Jahreszeit ist die schönste der Steppe. Im December beginnt der Winter, mit sehr wechselnder Temperatur. Es hat Jahre gegeben, in denen das Vieh den ganzen Winter im Freien zubringen konnte; aber gewöhnlich steigt die Kälte bis  $28^{\circ}$  R. und wird durch die schneidenden Nordostwinde, die ohne alles Hinderniß über die unermessliche Ebene hinbrausen, ganz unerträglich. Der Schneefall, der im mittlern und nördlichen Rußland dem menschlichen Verkehr so sehr förderlich ist, äußert im Süden die entgegengesetzte Wirkung; hier können sich die zahlreichen Karavanen, die im Sommer die Producte des mittlern und westlichen Rußlands nach dem Süden verführen, im Winter nicht in die Steppe hinauswagen; denn nie sind sie vor den entsetzlichen Schneestürmen sicher, der furchtbarsten Winterplage aller der Steppen, die sich vom Gouvernement Cherson aus östlich bis zur chineßischen Grenze erstrecken. Ein solcher Schneesturm hält gewöhnlich drei Tage an; zuweilen wühlt der Orkan nur, bei sonst heiterm Himmel, den lockern Schnee, der die weite Fläche bedeckt, wogengleich auf, treibt und wirbelt die Schneemassen in wildem Taumel vor sich her und begräbt den Reisenden unter ihnen. Aber eine wahrhaft furchtbares Schauspiel entwickelt sich, wenn sich zu gleicher Zeit schwere Wolken entladen, wenn Himmel und Erde nur ein dichtes vom Sturme gepeitschtes Schneemeer bilden. Dann ist es dem Reisenden unmöglich, auch nur zehn Schritte weit vorwärts zu blicken; er kann bei dem schneidenden Winde oft nicht einmal die Augen öffnen; an ein Einhalten der Richtung, an eine Orientirung, die sonst schon schwer genug ist, ist nicht zu denken; er muß sich dem Instincte seiner Pferde anvertrauen. Aber dieser verläßt die sonst so sichern Thiere; unwillkürlich seitwärts sich neigend, suchen sie der fessellosen Wuth des Orkans auszuweichen, lenken von der rechten Straße ab, kommen oft, ohne daß der Reisende es merkt, mit kreisförmiger Wendung in eine grade entgegengesetzte Richtung, je nachdem der Wirbel sie irre leitet; unsicher auf den ihnen fremden Pfaden, scheu vor dem empörten Element, weichen sie zuletzt willenlos jedem Impulse des umspringenden Sturmes, bis sie entkräftet im tiefen Schnee stecken bleiben oder in eine der Regenklüfte stürzen, welche den Steppenboden durchfurchen. Es ist nicht selten, daß Reisende am Eingange der Dörfer elend umkamen, weil sie nicht wußten und nicht sahen, wie nahe sie dem Rettungshafen waren. Schrecklich ist das Schicksal der Herden, die auf offner Steppe

von einem solchen Schneesturm überrascht werden, besonders, wenn er von der Richtung des Hofes her weht, dem sie angehören. Die Pferde sprengen wild auseinander, rennen meilenweit; es ist nicht möglich, sie zusammenzuhalten. Die Schafe drängen sich dicht aneinander, setzen sich in Bewegung, dem Winde folgend; vergeblich ist die Anstrengung der Hirten, den leitenden Thieren diejenige Richtung zu geben, in der allein Rettung möglich ist; einige wenige folgen unentschlossen; die Mehrzahl trabt, schneller und schneller, in der Richtung fort, die der Sturm ihnen vorzeichnet. Die Hirten, selbst der Wuth des Orkanes Preis gegeben und vor Kälte erstarrt, geben endlich das fruchtlose Bemühen auf, folgen der von dämonischer Gewalt fortgetriebenen Herde, solange ihre Kräfte es gestatten. Zuweilen führt ein glücklicher Zufall den Zug gerade auf ein Gehöft, wo dann schnell die ganze Mannschaft aufgeboten wird, ihn einzufangen; aber ein solches Glück ist selten in der menschenarmen Gegend; meistens stürzen die Thiere früher oder später die steilen Gehänge eines Flußthales oder das Meerestgestade hinab, um dort im tiefen Schnee begraben zu werden, und hier noch eine Strecke auf das Eis hinaus die sinnlose Wanderung fortzusetzen, bis die schwache Decke unter der ungewohnten Last zusammenbricht und über der Herde die Wellen zusammenschlagen. Solche Unglücksfälle sind leider sehr häufig, da die Viehställe im südlichen Rußland für die ausgedehnten Herden nicht ausreichen, die Landwirthe sich damit begnügen, durch leichte Hürden das Vieh gegen die strengste Kälte einigermaßen zu schirmen, und durch Mangel an Heu genöthigt sind, die Herden solange als möglich auf der Steppe für sich selbst sorgen zu lassen. Wie verheerend die Schneetreiben wirken, mag man daraus schließen, daß die Kirgisen der mittlern Horde im Jahre 1827 durch sie 280,500 Pferde, 30,400 Rinder, 10,000 Kammele und über eine Million Schafe einbüßten. Hommaire de Hell erzählt, daß in dem Winter, der seinem Aufenthalt in Astrachan vorherging, der kaspische Fürst Lumen allein 6000 Pferde verloren hatte, die durch Schneestürme in das kaspische Meer getrieben waren; der berühmte Geolog versichert, daß er selbst während solchen Unwetters oft stundenlang nach einem Obdach suchte inmitten eines Dorfes, von dem er des Schneewirbels wegen kein Haus gewahr werden konnte. Von diesem allgemeinen Charakter der chersonschen Steppe, der durch geringe, hin und wieder vorkommende und die Feuchtigkeit länger bewahrende Bodensenkungen nur wenig modificirt wird, machen nur die Thäler der größern Flüsse, des Bug, Jngul, Jngulez und Dniepr eine bemerkenswerthe Ausnahme. Sobald diese Ströme die ihr Bette einengende Granit-schicht verlassen haben, treten ihre hohen Ufer weiter auseinander, und begrenzen mit ihren bald steilen, bald abgerundeten Abhängen fruchtbare Niederungen, die sich zu einer Breite von einer halben bis zu einer ganzen Meile erweitern, und in denen reiche Wiesen mit Wäldern, Büschen und Schilfstrecken abwech-

seln. Der größte Theil derselben ist den Ueberschwemmungen des Hochwassers ausgesetzt; aber nur selten tritt die Flut bis an den Fuß der Abhänge, auf denen man zu der hohen Steppe emporsteigt. Von ganz besonderer Anmuth ist das Thal des Dniepr, eines Stromes, den Wasserfülle und Tiefe zu einem der schönsten Europas machen; seine Quelle liegt unter gleicher nördlicher Breite mit Memel, seine Mündung unter dem Parallel, der die nördlichen Theile des lombardisch-venetianischen Königreichs durchschneidet; zwischen der östlichsten und westlichsten Quelle, die ihm ihr Wasser zusenden, dehnen sich zwölf Längengrade aus; auf dieser immensen Fläche, die in Europa nur den Flußgebieten der Wolga und Donau nachsteht, alle andern weit übertrifft, spenden ihm unzählige Quellen, Bäche und Flüsse ihren Tribut und verleihen ihm eine Fülle, welche die besondere Wärme, mit der Herodot den schönen Strom preist, vollkommen begreiflich macht. Aber noch ein anderer Umstand macht den Dniepr jedem Reisenden vorzüglich angenehm: hier endlich ruht das durch die weite Steppenfahrt ermüdete Auge wieder mit Wohlgefallen auf begrenzten landschaftlichen Bildern. Soweit der Dniepr die südöstliche Grenze des Gouvernements Cherson bildet, fließt er in einer breiten Niederung, bald in eine mächtige Strömung vereinigt, bald in verschiedene Arme getheilt, zwischen denen sich hier reiche Wiesen, dort romantische Inseln mit den üppigsten Eichen- und Erlenwäldern erheben. Diese reiche Vegetation, die für die Kraft des von steter Feuchtigkeit getränkten jungfräulichen Bodens zeugt, steigt auch die Thaluser hinan, doch nur die, die nach Süden und Westen gewendet sind; aber sie wagt sich nicht auf die hohe Steppe hinaus. — Soweit Herr Rumann.

Dem Leser aber, welcher auf der Karte die einförmigen Landschaften im Norden des schwarzen Meeres betrachtet und das große Wasserbecken selbst, in welches sich halb wilde Ströme, oft ihr Bette und ihre Mündung verändernd, ergießen, dem kann dies Grenzgebiet zwischen Europa und Asien wol unheimlich und grauenhaft vorkommen. Ein Boden, auf welchem der Mensch nicht haftet, auf dem die Völker, wie im Wintersturm das Vieh der Herde, fortgetrieben werden, durcheinandergeworfen, verschüttet, zerschlagen. Kein Volk, kein Staat, keine Bildung hat Dauer an diesen Küsten, und doch drängen sich die Nationen seit den frühesten Jahrtausenden auf diese Grasflächen. Seit uralter Zeit mischt sich dort Civilisation und Barbarei in abenteuerlicher Verbindung, und immer ist, was sie geschaffen, untergegangen, jede Art von Bau, der dort entstand, ist in Trümmer gefallen, und wie vor Jahrtausenden liegen diese Küsten noch heut da, Länder voll der größten geschichtlichen Begebenheiten und doch ohne Geschichte. Alles ist todt, was dort gearbeitet hat, immer wieder hat Rohheit die Bildung vernichtet und völkerzerstörende Kriege die Werke des Friedens. Alles ist vernichtet, außer Trümmerhaufen und Grabhügeln hat dieses Land keine Vergangenheit. Was dort

gelebt hat, nach unsrem Erkennen hat es umsonst gelebt. Was ist aus dem einfältigen, wilden Volke der Scythen geworden? Die Erinnerung an sie war wie ein Märchen schon zu der Römer Zeit. Was haben die Marmortempel der Hellenen dazu geholfen, dem Wasserfaum der Steppe eine Geschichte zu geben? Von den Handelsstraßen, die der Grieche nach dem Norden und tief nach Osten hinein glatt getreten, ist keine Spur mehr zu sehen; die Häfen, welche er geschmückt hat, sind verschwemmt und versandet, die Flüsse laufen anders, das Meer hat an vielen Stellen andere Buchten. Was hat das Reich des großen Mithradat genügt, dort wilde Völker zu bändigen und mit Sitte und Gesetz bekannt zu machen? Der Goldschmuck in den Königsgräbern um Kertsch ist alles, was von ihm geblieben. Und wenn ein Doid von einem modernen Augustus in unsern Tagen noch einmal nach Tomi verbannt würde, er würde die Landschaft noch rauher und die Menschen noch ungebildeter finden, als zur Römerzeit. Und ferner das Völkergewimmel der Sauromaten, Geten, der germanischen Gothen, der Slaven, das Stoßen, Drängen und Durcheinandertreiben in dunklem Naturzwange, wohin hat es alle diese Völker geführt? Wer auf dem verhängnißvollen Boden sich breitete, ist untergegangen. Der stolzeste Stamm der Germanen, der größte und vornehmste, auch er wurde von den Dämonen, welche um die schwarze See hausen, verflucht und zerschlagen. Die Mongolen und was von Vettern ihrer Race über diese Landschaften strömte, es verlor seine Kraft und erschlug seine Vorgänger nur, um selbst erschlagen zu werden. Im Mittelalter drangen die zügellosen Kreuzfahrer auch an diese Küsten, und die schlauen Kaufleute von Genua bauten aus den Trümmern der griechischen Häuser neue Castelle und handelten mit den rohen Eingebornen in ähnlicher Weise, wie siebzehnhundert Jahre früher die Griechen. Auch ihre Burgen sanken in Trümmer, auch in ihren Häfen liegt Sand und der Steppe wind hat die Spuren auch ihrer Handelsstraßen verweht. Nach all dem Wälzen und Wogen war den Ländern nichts geblieben, als mongolisches Volk, welches mit seinen dünnen, magern Pferden über das verbrannte Gras jagte und in seiner Stadt von Zelten hatte; nicht das alte Scythenvolk, sondern das dritte Geschlecht derselben Race. Sie unterlagen wieder den Russen. Und trotz Odeffa und Sebastopol ist unter den Russen die Landschaft immer leerer an Menschen, der Handel nicht größer geworden. Und in diesem Augenblick wird das neue Gemisch von Cultur und Barbarei, das durch die Russen dort entstanden, wieder zersprengt und aufgelöst durch einen erbitterten Krieg mit modernen Lateinern und Germanen. Und welche neue Bildungen der Völker wird dieser Krieg hervorrufen?